

(Nachdruck verboten.)

Der Müllerhannes.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Hannes lauschte auch.

Wenn ein Viehchen furrte, das hörte er; wenn sich ein Blatt regte, das hörte er auch. Immer waren da neue Stimmen. Am Abend kannte er sie noch nicht, den nächsten Morgen waren sie ihm schon vertraut. Neues kam ihm über Nacht.

Er hatte gestern, als er seine Bank gesucht, noch in die Nesseln gefaßt, und als er heut vorsichtig nach dem Sitz getastet, um sich nicht wieder zu brennen, hatte er eine Blume zwischen den Fingern gefühlt, die schlank, mit vielen Stengeln, an der Hauswand emporgeschossen. Was war das für eine Blume, wie hieß sie? Das wußte er nicht, aber daß sie weiß war, das wußte er. Nur eine weiße Blume hat so feine Blütenblättchen, nur eine weiße kann so lind duften, und reibt man sie, so wie zarter Seifenschaum zwischen den Fingern zergehen. Und grüne, schmale Blättchen hatte sie am Stengel, eins rechts, eins links, immer so weiter hinauf, von der Wurzel bis zur Blütenoldde. Wo war sie hergekommen in aller Schnelle zwischen Abend und Morgensröte?! Hatte die Fränz sie hingepflanzt?! O nein, sie war geboren worden aus unmerklichen Knospen — ja, der Herr Koldes hatte schon recht: Es geschah noch Wunder heutzutage. — man muß sie nur sehen!

Und der Blinde sah sie.

Zu heißen Sommernächten war's in der Hütte, in der einzigen Stube, wo dicht dabei die Ziege sich unablässig an der Stallwand schabte und die Hühner im Traum gaderten; unerträglich schwül. Dann sah die Fränz bei ihm draußen.

„Ha, en Stärnschnauz.“ *) schrieb sie dann wohl plötzlich auf und wünschte sich rasch was. Und: Ha, en Stärnschnauz!“ schrieb der Blinde ihr nach. Er sah den funkelnden Zimner oben am Himmel — hatte er den denn nicht tausendmal gesehen, wenn er mit seinem Chaischen fröhlich heimfuhr durch die heimatliche Bergflur? Aber so leuchtend war nie ein Stern niedergeschossen, wie jetzt dieser durch seine nächtliche Dunkelheit — einen langen Schweiß zog der hinter sich her von lauter Erinnerungen und blieb dann liegen hinterm vertrauten Mühlenbach. Ja, die Mühle, die Mühle! Wie sie da stand im grünen Wiesenthal am Maarbach, ganz ohnegleichen! Ach, die Mühle, die Mühle!

Und während die Fränz, von der harten Arbeit des Tages ermüdet, den Kopf gegen die Schulter des Vaters fallen ließ und fest schlief, bekam Müllerhannes sehnüchtige Gedanken. Aber auch wenn die Fränz wach gewesen, hätte er sie der nicht verraten. Die würde ihn ja nie und nimmer so weit allein gehen lassen — und er mußte hin, ja, er mußte!

Ganz heimlich mußte er hin, wie ein Vursch' zu seiner Liebsten — wie die jetzt wohl aussah, nun sie so gar allein war? Was würde sie sagen zu ihm, was würde er sprechen zu ihr? Mühle, Mühle, seh' ich dich wieder, o du Mühle, du Mühle!

In dieser Nacht schlief Hannes nicht, aber er warf sich nicht, ruhig lag er — pst, pst, daß die Fränz nur seine Heimlichkeiten nicht merkte!

Voller Ungeduld lauerte er darauf, bis sich die Tochter den nächsten Morgen anschaute, mit Spaten und Hacke auf den Acker zu gehen. Da arbeitete sie hangabwärts hinter dem Hause, v o r dem Hause sah der Blinde.

Aber kaum hatte er ihre Schritte verhallen gehört, stand er mit schlauem Lächeln auf. O, keine Sorg', den Weg würde er schon finden!

Erst hügelab auf glitschigem, kurzem Moosrasen, dann auf drei großen Steinen über den Bach — hei, das war wohl geglüht! Waren die Füße auch naß — er stand doch drüben. Merglich stand er und lauschte — kam die Fränz ihm auch nicht nach? Gorch — rief sie da nicht?! Nein, es war nur der Wind — Westwind — weich fühlte er ihn auf der linken Wange.

*) Sternschnuppe.

Nun durch den Busch hinauf, hier sich an der jungen Bude gehalten — ei wie biegsam war die noch, und das Stämmchen so glatt, noch kein Riß in der Rinde — jetzt hier an der Eide — aber die war schon älter, man fühlte es gleich an der genarbtten Borke. Gopla — jetzt über die Kiefer gestolpert, warum streckte die denn auch die knorrigen Wurzeln in die Luft? Ei ja, das arme Ding — der Blinde bickte sich und fühlte nach — es hatte einen schlechten Stand, nicht spatentief Erde, um die Wurzeln drein zu versenken, nur klippiges Schiefergeröll — man kann's nicht begreifen, wie die so arm leben kann!

Gorch, da ist der Baumpicker, der Specht — der Kerl hat Hunger — wie emsig er klopft — alle müssen sie heraus, die Larven und Maden aus der Baumrinde — jetzt klopft er hier, jetzt klopft er da. Und nun fangen zwei Häber an zu zanken, sie flattern, daß man die schönen, himmelblauen Flügelbinden sieht, sträuben die heißbraunen Schöpfe — gleich werden sie sich haden, daß die Federn fliegen.

Aber weiter, weiter, nur nicht so lang zugeguckt.

Brombeeren hielten den Blinden fest und zertrachen ihm Hände und Gesicht.

„Brameln, verflixte, halt' mich net auf!“

Immer rechts mußte man sich halten — immer rechts — daß der Felshang rechts bleibt und links unten im Grund die kleine Kuhl. So — nun ist der Weg glücklich erreicht, der tiefspurige Holzweg, auf dem die Ochsen in den Wald fahren, die gefällten Stämme heimzuschleifen. „Hallo!“ — Still! Der Blinde schlug sich erschrocken auf den Mund — pst, nicht so laut!

Wie ein Dieb schlich er weiter. Jetzt ging's viel rascher — ei, nun hatte er ja schönen ebenen Weg unter den Füßen. Er gewahrte gar nicht all das Geröll, das unter seinen Schuhen knirschte, die Schieferstückchen, die abgrundtief hinterprosselten. Mit der Rechten konnte er sich den Gang entlang tasten, und abwärts ging's jetzt geschwind. Jetzt eine Ecke — holla — rief da nicht eine Stimme?!

„Müllerhannes! — —“

„Ja kommen ja schon!“ Mit mächtigen Sägen stürmte der dahin, er stranchelte, er fiel, er raffte sich auf — wo war der Weg? da, da!

Wiesen — Hecken — einsame Ackerflur.

Nun konnte er nicht mehr irren — die Stimme, die Stimme, sie lockte und murmelte, sie führte ihn.

Am Maarbach entlang kam der Müllerhannes zur Mühle. — —

Was half es der Fränz, daß sie, die in tausend Klagen den Vater gesucht, ihm, als er endlich heimkehrte, berechtigte Vorwürfe machte? Kaum war sie andren Tages zu ihrer Arbeit gegangen, stahl auch er sich wieder von dannen.

So ließ sie ihn denn gewähren. Und er ging immer sicherer und sicherer seinen einsamen Weg. — —

Das Wasser im Maarbach rann, Welle um Welle, Tropfen um Tropfen, wie es immer geronnen. Der Müllerhannes hörte es rauschen.

Er hatte sich ein Plätzchen erkoren, so versteckt, daß nur er es finden konnte. Erst mußte man von der Straße, die gen Maarfelden führt, links heruntertappen — noch war der Mühlenweg da, aber er war verrostet, und die weißen Steine, die ihn eingefast und den mutigen Pferdchen vorm Chaischen den Schritt vorgezeichnet, lagen halb unsichtbar unter der wilden Kriechschmelze *)-Hede — dann hinein in die Hausthür, deren verrostete Klinke schwer dem Druck nachgab, aber verschlossen war sie nicht, der Schlüssel fehlte — wer sollte denn auch hier etwas stehlen?

Alles, was im Haus nicht niert- und nagelfest, war ja fortgetragen, verstreut in die Welt; der eine zu Manderscheid hatte dies auf der Auktion erstanden, der andre zu Bettenfeld das, der dritte vielleicht zu Bleckhausen jenes. Am schwersten war das Klavierchen abgegangen. Die Müller an der Kuhl, die gleich die Hand auf das wertvollste, die gesamte Mühlen-einrichtung, gelegt, wollten vom Klavierchen nichts wissen. Sie waren doch keine Tagelöhne, die Zeit hatten, auf einer Draht-kommod' Diddelbum zu machen!

Wer wohl das Klavierchen gekauft? Das hätte Hannes

*) Stachelbeeren.

gern gewußt. Hier — hier hatte es gestanden, als es neu in die Mühle gekommen, hier in der guten Stub! Und wo war das Gewehr am grünen Gurt geblieben? Und wo der junge Hannes auf dem Schreden, der überm Kanapee hing?!

Der Blinde, der die Ecken durchsuchte und an den Wänden hinaufstapete, so hoch er reichen konnte, fand sein Jugendbildnis nicht mehr — das hätte die Fränz doch mitnehmen müssen, 's war unrecht von ihr, daß sie das so wenig geachtet; nun lag's irgendwo im Gerümpel! Er wollte zornig werden, aber er besann sich: die hatte es ja nur vergessen dazumal in all der Not der Zeit — nein, kein Wort auf die Fränz, die war brav! Da hat gar mancher einen Sohn, auf den er schon stolz ist — a was, Sohn! — Der alte Mann schüttelte den Kopf und senkte tief: war er nicht auch ein Sohn gewesen, auf den der Vater stolz war? — und der rackert sich noch nicht halb so ab, ist nicht immer stets bei der Arbeit, wie alleweil jetzt die Fränz! Und es war der doch auch nicht an der Wiege geungen.

Ihre Wieg' — ja, ja, hier hatte sie gestanden, hier in der Eck — 's war doch schon immer ein staatsches Mädchel gewesen, die Fränz, schon als sie noch im Stechtissen lag — da konnt' man lange suchen, eh' man eine fand, die ihr glich. Von der Mutter hatte sie's nicht — ach die Tina, ein kreuzbraves Weib war sie — aber nein, für ihn war sie nicht gewesen, eine zarte Blume schickt sich für den Garten, auf einen Berg aber schickt sie sich nicht. Die war ihm an der Brust vergangen, zerdriückt. Die Fränz war anderer Art, mehr von der feinen, so wie — so wie — ei, weshalb fiel ihm nur jetzt manches Mal sein Schatz ein, den er vor langen, langen Jahren gehabt? Schwarze Haare, schwarze Augen und das Feuer im Blut und die Kraft in den Knochen und der starke Sinn, — die ähnelten sich, aber die Fränz, die hielt mehr an sich, der würde das heiße Blut so leicht keinen Pössen spielen, das machte, sie hatte eine gar keusche Mutter gehabt.

„Verzeih' mer, Tina,“ sagte der Einsame plötzlich laut und faltete die Hände, wie man thut, wenn man bei einem Grabe steht, — „e so war' dat Fränz doch net geworden, wann dat schwarze Seph' sein' Mutter gewesen war' — sei bedankt, Tina!“

Da rührte es sich seltsam im leeren Haus — horch! — Der blinde Mann lauschte — nur ein Hauch! Aber er spürte ihn.

In Gedanken verloren kauerte er sich nieder. Ein Feldstein, roh behauen, hatte sich gelöst aus dem Mauergefuge, nach innenwärts war er niedergestürzt mit Lehm und Verputz; auf ihm nahm Hannes jetzt seinen Sitz, ließ den Steden fallen und stützte das Haupt in beide Hände. Er sann und sann, rings um sich die Leere, er allein übrig geblieben vom Leben der vollen, der reichen, den fürnehmen Mühlen — jetzt ein Bettler auf einem Stein!

Der Schmerz überkam ihn. Aufheulen hätte er mögen wie ein Hund sich das Haar zerrausen, gegen die Wände mit Fäusten schlagen. Meine Müh!, meine Müh! Wer hatte sie ihm genommen? Der Laufeld, die Müller, die Gläubiger, die er nicht zahlen konnte? Oh, die! Ein geringschätzendes Lächeln zog für einen Augenblick seine Mundwinkel herunter. Die wären dazu alle nicht stark genug gewesen — und der Mühlstein hatte es auch nicht gemacht, von dem die Frau alleweil sprach, daß der ihr drohend über dem Kopfe hing — nein, nein, er, der Kerl hier mit den starken Fäusten, er; er — hatte er sie nicht selber von sich geschmissen?!

Das traf ihn wie ein Blitz — den hatte er jetzt greif den Horizont erleuchten sehen, trotz all der Dunkelheit seines Blicks.

Tief, tief duckte sich der Blinde und bückte den Rücken, wie einer, der bereit ist, eine Last zu tragen.

Draußen murmelte der Bach, und im vertrockneten Graben unterm toten Mühlrad sang eine Unke. Die hütete dort wohl einen Schatz unter ihrem großen Stein: „Unk — unk — wer den Schatz hebt, wird reicher wie ein König, — unk, unk — aber der Stein will erst gesucht sein, erst gesucht mit Geduld, und wenn gefunden, dann abgewälzt mit Geduld — immer mit Geduld — unk — unk!“

Der eintönige Unkenruf schläfert ein. Der Bach singt ein Wiegenlied. Kein Wind regt sich, auch die Grillen im verlassenen Gemäuer halten Ruh'. Wie verzaubert liegt der versunkene Garten, die verlassene Mühle im Sonnenschein. — — —

Da hörte der Müllerhannes wieder sein Mühlrad gehen, rauschend, geschwind, und sah das Wasser perlend von den Radschaukeln fließen. Aus seiner Uhr schrie's lustig „Kuckud!“ In seiner Mahlstube klapperten die Gänge, das Läutewerk läutete, und seine Knechte sangen dazu; sie sangen das Lied,

das der Moltes das letzte Mal auf dem Klavierchen gespielt. Ha, war das schön! — — —

Müllerhannes sah und hörte viel. Die Vögel sprachen und alle Wellen im Bach.

Bald hingen am Himmel die Wolken schwer, bald segelten sie leicht durch liches Blau. War der Himmel dick, dann hingen die Blätter der Bäume schlaff, weß glitten sie durch seine Hand, kein Windhauch half sie aufrichten; die Vögel piepten ängstlich, die Blumen im Gras neigten die Köpfe. Aber wehte der Eifelwind frisch über die Berge, alles Grau am Himmel verjagend, dann schwangen sich Lerchen trillernd über den Rain, Baum und Kraut strömten eine herbe Würze aus, dann rann auch durch des Blinden Glieder ein neues Leben.

Mit dem Sommer schritt er durch die Felder, seine Hand streifte die reisenden Mehren — den Herbst sah er kommen, seine Hand fühlte es den Blättern an, daß sie sich braun färbten. Die Schwalben, die sich auf dem Telegraphendraht der Chaussee sammelten, jagten ihm Lebenswohl, die Brombeeren strichen ihm mit ihren bereiften Ranten über Hände und Gesicht; bald würde er den ersten Schnee sehen.

Der Blinde hatte keine Zeit, nach dem zu fragen, was die Welt des Dorfes bewegte. Was ging's ihn an, daß die fleißigen Müller noch anbaute, daß an den dunklen Abenden das neue elektrische Licht wie ein Stern über ihren Mühlen strahlte? Was kümmerte es ihn, daß der Laufeld mager geworden, trotz all seines Reichthums, und die Leute davon zu erzählen wußten, wie garstig der Joseph gegen seinen Vater sei; nicht rasch genug konnte der ans Geld kommen, der Alte sah ihm viel zu lang und viel zu fest darauf. Böse Wortwechsel sollte es geben in dem stattlichen Haus dicht bei der Kirch'. Der Junge war frech — der Alte eigensinnig; und die Schwiegertochter, die der Joseph ins Haus zu bringen gedachte, aus einer Familie, die den lieben Gott einen guten Mann sein ließ, sich aber kein Gewissen draus machte, Freitags mit vollen Backen Fleisch zu kauen, stand dem frommen Laufeld noch lange nicht an.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Postkutsche.

Skizze von Emil Rosenow.

Der Zug hatte bereits den Bahnhof verlassen, aber die Postkutsche stand noch immer vor dem Stationsgebäude. An der nächsten Haltestelle kreuzten die Züge; da wartete die Post noch auf die Fahrgeäste des andren. Der Postkutscher stand mit den Bahnleuten zusammen und stritt heftig, daß die Zweig-Bahn, die man zu bauen beabsichtige, sich niemals rentieren werde. Er verdiene oft nicht den Hafer für die Pferde, weil die Bauern und kleinen Leute höchstens 'mal Sonntags die Dörfer verlassen, Wochentags aber nicht aus den Häusern hinausstämen. Das werde die Eisenbahn auch nicht ändern.

Derweilen platzte der Regen hernieder. Die Gänse standen, die Köpfe gesenkt, den Schwanz eingezogen, knietnichtig und schläfrig da, während die dreckbespriehten Kutsche förmlich zusehends mit ihren hohen Rädern in den aufweidenden Lehm Boden sank. Die Fahrgeäste, ein paar Frauen, ein Bauer, der Kantor, die bereits im Innern der Kutsche saßen, schimpften, daß man so lange warten müsse. Konnten denn nicht zwei Kutschen gehen? Zu jedem Zuge eine? Ge? Muhte man denn auf diesen veroffenen Dingerrich von Kutscher warten, bis es ihm paßt, abzufahren?

Endlich fuhr der zweite Zug ein. Die Weiber reckten die Hälse. Zwei Personen stiegen aus. Also doch. Da konnte man sich ja heute wieder 'mal schön drängeln, denn gerade zwei Plätze waren noch unbesezt. Und zum Unglück war der eine der Ankömmlinge der dicke Viehhändler Lautenschlager. Der brauchte Platz für Dreie. Der andre, der Strumpfwirker Thiele, brauchte um so weniger Raum; aber schließlich wollte jeder doch seinen Platz haben.

Der dicke Lautenschlager schien übrigens denselben Gedanken zu haben. Als er aus dem 3. Klasse-Abteil herauskletterte, warf er einen Blick auf die Postkutsche, hatte auch sofort die Personenzahl erfasst und brummelte etwas vor sich hin. Dann blickte er die Wagenreihe hinauf; als er aus der 4. Klasse den Strumpfwirker aussteigen sah, ging er mit ein paar langen Schritten zu der Kutsche hinüber. Der Thiele hatte es nicht eilig und so kam der Viehhändler zuerst an und kletterte leuchtend in das Innere.

„Ta—a—g!“ sagte er.

„Tag, Herr Lautenschlager.“

Er setzte sich breit hin, daß er die beiden leeren Plätze einnahm, mit der festen Absicht, auch nicht ein Haar breit wegzurücken. Mochten die andren rücken oder mochte der Hungerleider zusehen, wo er bliebe. Die andren reckten die Hälse, zu sehen, was nun werden würde. Der Thiele aber nahm sich Zeit. Er kam langsam heran, küftete bescheiden den Hut, blickte in den Wagen und trat dann, die Hände in den Hosentaschen, wieder in den Regen zurück.

Na, wird er denn nicht mitfahren? Aha, am Ende wird er zum Kutscher auf den Bod steigen?

Der Kutscher kam und lastierte umständlich das Fahrgeld ein. Dann schwang er sich auf den Kutschersitz, der von einem mächtigen Lederdach beschützt wurde. Die Fahrgäste hörten, wie der Thiele mit ihm unterhandelte.

„Was? Umsonst? Du hast woll 'nen Affen! Wenn De keen Geld hast, denn mußt a'm loosen. Da könnt 'ch scheene mit'm Posthalt'r ze thun kriegen, wenn ich jeden Lump mitnehm'n wollte, der de noch nich' emol die paar Groschen Postgeld hat . . . Guopp!“

Die in der Kutsche hatten's gehört. Wie aus einem Munde kam's: „Er hat kee' Geld.“

„Gml!“ machte der dicke Lautenschlager, „das wär' noch schenner. Mir müssen's bezahlen un' der will umsonst fahren. Wie ich noch kee' Geld hatte, mußt 'ch ooch loosen.“

Die Kutsche fuhr schwerfällig durch den Lehm und den Berg hinan. Wohl eine Stunde lang hatte sie so im langsamsten Schritt zu fahren, bis sie die Höhe des Berges erreicht hatte. Dann ging's Trab ins Thal hinunter.

Der Strumpfwirler ging dicht hinter der Postkutsche. Sie schützte ihn wenigstens etwas gegen den Regen, den der Wind den Berg hinuntertrieb. Aber er war dennoch bald bis auf die Haut durchnäßt. Mit seinem schmalen, verhungerten Gesicht, seinem dürftigen Noth, seiner hilflosen Armut war er für die in der Kutsche ein dankbarer Gespürstoff.

Zuerst die Frauen.

„s is' doch schlimm für den armen Menschen, in dem Regenwedder zu loosen. 's Wasser is' schon durch.“

„Er kann seinen Noth glei' nehm'n un' austringen.“

„Er hat's so schon uff d'r Brust. Er kann sich leichte 'n Tod holen.“

Der Bauer sagte zu allem nur: „So jo. So jo.“

Der Kantor aber hängte den Gebildeten heraus.

Bei den schlechten Zeiten sollte von Staatswegen ganz anders vorgeforgt werden. Der Staat mühte Karten ausgeben, daß jeder, wo's nich' bezahlen kann, monatlich einmal hin und zurück mit der Post fahren kann. Oder mit d'r Eisenbahn, oder mit dem Schiff . . . daß's egal. Jawohl. Und die Inzufriedenheit, wo unter der ärmeren Bevölkerungsklasse is', würde dann auch aufhören. Denn alle Inzufriedenheit kommt daher, daß die einen fahren und die andern loosen müssen . . . also.“

Der dicke Viehhändler Lautenschlager rücte seine Geldtase zurecht, warf dem Kantor einen schiefen Blick zu und knurrte:

„Nu,“ trähete der Kantor, „was die Reichen sind, die, wo erschte Klasse fahren, die müsten a'm 'nen Zuschlag bezahlen und für den Zuschlag würden die Karten für die bedürftige Klasse gekooft.“

Der Lautenschlager hätte dem Kantor am liebsten eine heruntergehauen. Aber er bezwang sich und schwieg mit verdrießlicher Miene, während der Kantor seine Verkehrsreformprojekte weisfchwäßig auseinandersetzte.

„Hm,“ meinte plötzlich eine der Frauen, „dad'r bei wird d'r Thiele-Strumpfwirler immer näher.“

Sie sahen hinaus. In der That, an dem Manne, der da hinter der Postkutsche her im Straßentoth trottete, war jeder Faden naß. Vom Hut troff ihm das Wasser auf die Nase und lief unaufhörlich auf den Boden hinab.

Mitleidige Bemerkungen. Der arme Mensch. Er hatte sicher noch eine Stunde zu laufen. Er werde krank nach Hause kommen.

Endlich that der Bauer das, was er vernünftigerweise bereits drunten an der Bahn hätte thun sollen. Er kramte aus der Westentasche einen Groschen hervor und kalkulierte:

„M'r sein ihrer Sechse. Wenn mir e' jed's eenen Groschen ga'm, so ha'm m'r für denn Thiele 's Fahrgeld gesammelt un' 'r konn nein in de Postkutsche.“

Da änderten sich mit einem Male die Mienen. Die Frauen wollten zwar zusammenlegen, wenn's sein mühte; der Verkehrs-politiker aber, der Kantor, rücte sich steif zurecht und meinte: „Der Thiele sei doch eigentlich ein ihm wildfremder Mensch und wie er dazu komme . . . er könne schon des Princips wegen nicht mitthun.“

Der Viehhändler aber knurrte den Bauer an: „Wann De eso beel Geld host, daß De für amere 's Fahrgeld zahlst, nach'r lamentier' doch nich' egal, daß meine Ferkeln ze d'heier wär'n . . . Soll'n m'r uns quetschen lassen, hä? Ich rid' nich' zu. Wo 'ch sitz', sitz' 'ch. Loof Du doch durch den Re'n un' lass denn Lump uff Deinen Platz hoden.“

Mit einem Male gaben sie ihm alle recht. Dann entstand Schweigen. Nur ab und zu schielte 'mal jemand hinaus, ob der Thiele noch da sei.

Die Post hatte das erste Dorf erreicht und hielt an. Der Kantor, die Frauen, der Bauer stiegen aus. Der dicke Lautenschlager blieb allein sitzen.

Der Thiele trottete noch immer hinterher. Ab und zu warf er dem Viehhändler einen wütenden Blick zu, so daß dieser furchtsam in das Innere des Wagens rücte. Dort hörte er, wie der Thiele vor sich hin schimpfte:

„Lump. Dingerich. Des kann 'n überhaupt d'heier ze steh'n kommen. Wann 'ch ooch loosen mußt, bin 'ch doch kei Lump. Der joll sich fierseh'n mit seine Worte.“

Verdammt. Der Thiele hatte also sein Schimpfen gehört. Zum Glück hatte der kein Geld zum Klagen und mußte sich schimpfen lassen. Aber den reichen Lautenschlager ärgerte es doch, daß der Strumpfwirler auftrumpfte. Als jetzt die Postkutsche die Höhe

erreicht hatte und die Säule in schnellerem Schritt gingen, bekam er Kurage. Jetzt würde gleich die Straße fallen und dann war man dem Thiele aus dem Gesichtskreis. Er rücte wieder zum Schlag, guckte hinaus und frug höhnisch:

„Nu, Thiele, gift'it Dich wohl, daß De loosen mußt, hä?“

„Aee, Herr Lautenschlager,“ sagte der Thiele blüsig, „aber e' Lump bin 'ch nich', des konn'n Se sich emal merken.“

„Host racht, host racht,“ höhnte der Viehhändler, „aber nu paß uff. Ibe wer' 'ch d'r emol eenen gutten Spruch mit uff den Bagl ga'm: Des menschliche Leben is' eene Postkutsche. Die, wo's Gald ha'm, sitzen drinne, un' die, wo keen's ha'm, müssen durch den Dreck loosen. Da nigt D'r all' Deine Wut nischt. Sorg', daß De Gald kriegst, dann kannst ooch in d'r Kutsche sitzen. Un' jorg', daß De beel kriegst, dann beste wing'r ha'm die annern, beste mehre müssen durch den Dreck loosen un' beste kommoder sitze in d'r Kutsche . . . Dag ooch.“

Die Kutsche kam ins Rollen und lief flink den Berg hinunter. Aus dem Innern scholl das höhnische Gelächter des Viehhändlers. Der Arbeiter aber trottete über die aufgeweichte Straße, ballte die frostigen Hände in den Taschen und biß die Lippen aufeinander. —

Kleines feuilleton.

ee. **Streifenarbeiter.** Grau und trübe lag der Februar morgen über der Heide. Es war häßliches Wetter, naßkalt und neblig. Aus den Waldwiesen stieg der graue Dunst in dichten Schwaden. Er zog durch das Kiefernholz und über die Bahnschienen; in seinen dicken Schleiern verlor sich auch das nächstliegende und verschwand in zer-rissenen, unbestimmten Formen.

Lauflose Stille über der Heide, ab und zu ein Knarren im Holz, ein leiser knisternder Laut, wenn von den Eichen die dürren Blätter fielen.

An der Waldecke, da wo die Schienen von mehreren Bahngelaisen beinahe unentwirrbar durcheinander laufen, arbeitete eine Kolonne von sechs Männern: junge und ältere, und auch ein ganz alter. Die Schienen waren eine Strecke Weges aufgerissen. Große Holzschwellen lagen in dem steinigen Sand. Die Männer nahmen ganze Schippen voll Sand und warfen ihn auf die Holzschwellen. Knirschend fuhr der Stahl in den Kies, mit dumpfem Poltern rollten die Schollen herab. Es geschah wie im Takt: Eins: das Knirschen; zwei: das Poltern . . . Knirschen, Poltern . . . eins, zwei, eins, zwei . . .

Die Männer hatten die Röcke ausgezogen. Sie arbeiteten in losen Strickjaden und Wollhemden. Sie leuchteten trotz der rauhen Luft. Nur in den Pausen, wenn sie ausruhten, schauderten sie fröstelnd zusammen; auf ihre von der Anstrengung erhitzten Körper fiel der Nebel wie Eis.

Sie arbeiteten schweigend. Hin und wieder nur hob einer den Kopf und lauschte in den Nebel, dann wurden auch die andern aufmerksam. Der kleine Schwächte fragte beinahe angstvoll: „Kommt er?“

„Aee, noch nich' . . . is ja noch jarnich so weit. Is ja man knapp über dreiviertel neune.“ Der Graubart zog eine alte verbeulte Uhr: „Der Posenische, wat der erste is, kommt Punkt voll.“

„Aber manchmal auch 'n paar Minuten früher, bei dem verdammten Nebel sieht man ja nichts.“ Der kleine Schwächte warf einen schänen Blick in den grauen Dunst.

„Hörst 'n Zug aber reichlich vorher und kannst beiseite loosen. Hast wohl Angst? Julius hat Angst.“

Sie lachten alle miteinander und sahen den kleinen Schwächten spottend an.

Der schrie aber auf: „Da kommt er . . .“ und sprang entsezt auf die Böschung. Die Uebrigen lachten noch lauter: „Menschens-kind, dett is doch keen Zug nich.“

„Dett war ja bloß 'n Hase.“

„A Hase über 'n Weg geloosen, na denn man Prost!“ Der Rothhaarige nahm einen Schluck aus seiner Flasche.

„Der Tag fängt ja jut an.“ Das sollte wie Scherz klingen. Es antwortete aber keiner darauf, nur der gleichmäßige Takt der Schippen klang wieder: Eins, zwei . . . eins, zwei . . .

Julius, der kleine Schwächte, sagte endlich: „Kein, weiß Gott, id habe keene Angst nich, aber mit de Jüge so um neune rum, dett is doch 'ne dolle Sache. Links der Posenische und rechts der Bres-lauer, und denn noch der Vorortszug von Berlin . . . Und dett so alle drei Minuten vor oder nach voll! Man weest kaum, wohin man loosen soll.“

„Ach jeiwiz weest man's, beim Posenischen nach links und beim Breslauer an de große Fichte. Und wenn der Vorortszug kommt, an de Böschung.“ Der Rothhaarige erörterte die Frage so genau, als könnte überhaupt keiner dabei fehlen.

Die andern antworteten: „Ja, gewiß“ und „na, natürlich“. Das klang aber einsilbig. Der Graubart meinte finstler: „Dett is überhaupt schon 'ne Arbeit zwischen de Schienen. Wenn man ooch aufpaßt, een Fehltritt, und aus is et. Man steht immer wie mit eenen Fuß ins Trab.“

„Ja, dett steht man wahrhaftig!“

„Man kann sich so leicht irren.“

„Und noch dazu in den ollen Nebel.“

Ihre Stimmen klangen fast im Chor mit dem Aufklatschen der

Sandschollen. Der eine meinte: „Und dett allens für so'n Hungergeld, kaum dett man mit de Frau 's Leben hat.“

„So schlecht wird überhaupt keener bezahlt, wie wir bei de Rahne.“

„S einzige is noch, dett man de Arbeit regelmäsig hat.“

„Ja, dett is 's einzige. Und de Knochen verriert man sich dabei und holt sich's Meizen auf seine ollen Tage.“

„Wenn man nich schon vorher unter'n Zug kommt!“

„Ja, voll, wenn man nich schon vorher unter'n Zug kommt.“

Sie horchten gespannt in den Nebel. Der Rothhaarige hob die Schippe wieder: „Aber Menschensfinder, red't doch keen Stuh; 's war ja jar keen Gase, 's war ja bloß 'n wildes Karnidel.“

„Als ob man daran noch jedacht hätte.“

Die andern lachten durcheinander.

„'s war doch 'n Gase,“ sagte Julius, „aber wenn es auch drei Gase waren, laßt sie laufen.“

Er lachte mit den andern. Da rief plötzlich einer: „Die Züge... die Züge...“

„Der Pofensche... der Breslauer... Se kommen ja heute zusammen! Kennt! Kennt!“

Zu rasenden Säsen stürzten sie über die Schienen, rechts hin, links hin — die Böschung hinab.

Ein Donnern, ein Pölkern, ein Fauchen und Stöhnen... Dann wieder alles still... In der Waldecke verflatterten die letzten Dampfwolken der hastenden Züge.

Die Männer standen wieder an der Arbeit. Der Graubart sah den Jüngen nach, er nickte vor sich hin: „Kinder, um de Wahrheit zu sagen, ich hab' noch immer Bange vor de neunten Stunde. Na, heut' is se überstanden!“

„Ja, heut' is se überstanden!“ Sie sagten es alle wie von einem Alp befreit und schippten weiter...

Geographisches.

se. Eine Forschungsreise ist durch eine größere Zahl von Geologen und Geographen auf der teilweise noch immer wenig bekannten Halbinsel Labrador ausgeführt worden. Die Expedition war im Sommer 1900 auf einem kleinen Schiff aufgebrochen, um die Nordostküste der Halbinsel von dem Nordeingang der Balle Isle-Straße bis zur Nachvat-Bai zu erkunden. An der Spitze des Unternehmens stand Professor Delabarre von der Brown-Universität. Die Reisenden hatten mit schweren Hindernissen zu kämpfen. Schon am Ausgang der Balle Isle-Straße trafen sie auf dichtes Treibeis, das in einem Band von 40 Kilometer Breite die Küste belagerte und das Schiff eine volle Woche zurückhielt. Erst dann konnten sie die eigentliche Küste von Labrador erreichen. Wegen der fortgesetzten Nordwinde ging auch weiterhin die Fahrt sehr langsam von statten. Im übrigen erwies sich aber die Annahme, daß die Küste von starken und häufigen Stürmen heimgesucht würde, als unzutreffend, da namentlich auch oft völlige Windstille herrschte. Zwei Teilnehmer der Expedition durchschritten dann das Küstengebiet vom Hebron-Hafen bis zur Nachvat-Bai zu Fuß. Das Gelände war sehr hügelig, von tiefen Küstentälern durchschnitten. Die kleine Karawane konnte in einer vollen Woche kaum 3/4 Kilometer zurücklegen, obgleich der höchste Punkt des Gebiets nicht über 645 Meter gemessen wurde, während sich in der Umgebung der Nachvat-Bucht Höhen von 1300 bis 1500 Meter finden. Interessant ist die Mitteilung, daß erst die Bucht von Hebron unter 58 Grad die Grenze immergrüner Bäume bildet. Nach der letzten Volkszählung hatte die Küste von Labrador eine Bevölkerung von nur 3106 Seelen, und nördlich von der Hamilton-Einfahrt sollen noch nicht 100 Menschen wohnen. Sie leben ausschließlich von den Ergebnissen der Jagd und des Fischfanges. Im Frühjahr und Sommer freilich wird die Küste von Neuzugland durch eine sehr zahlreiche Flotte von Seehundjägern und Dorffischern besucht. Zu jenen wenigen Einwohnern kommen dann vielleicht noch 1000 Eskimos, die in kleinen Gemeinden um die Posten der Hudson-Bai-Company wohnen.

Medizinisches.

— Ueber die Wurmkrantheit lesen wir in der „Socialen Praxis“ (Herausgeber: Professor E. Franke. Verlag von Dunder u. Humblot, Leipzig): Die Zeitungen bringen in der letzten Zeit fortwährend beunruhigende Mitteilungen über das ausgedehnte Vorkommen dieser Erkrankung bei den Bergarbeitern. Die Wurmkrantheit wird durch einen Parasiten verursacht, dessen wissenschaftlicher Namen Anchylostomum duodenale ist. Der männliche Wurm erreicht im ausgewachsenen Zustande eine Länge von 6—8, der weibliche eine solche von 10—18 Millimeter. Er kommt nur beim Menschen vor (wenigstens ist er bisher noch bei keinem Tiere nachgewiesen worden) und muß, um zu gedeihen, in Form einer eingetapfelten Larve in den Magen, von da in den Darm gelangen. Hier wächst der Wurm sich schnell aus, die Weibchen werden befruchtet und legen ihre Eier massenhaft ab. Diese Eier gelangen mit dem Stote des Erkrankten ins Freie. Wird der Stot an einer trodenen (gleichgültig ob kalten oder warmen) Stelle abgesetzt, so gehen die Eier ein. Kommen sie aber an einen warmen, schlammigen, dem Lichte möglichst entzogenen Platz, dann entwickeln sich aus den Eiern schon in zwei bis drei Tagen die Larven. Bleiben diese unter günstigen Verhältnissen (25—28 Grad Celsius; feuchte Wärme, dunkle Orte), so häuten sie sich und sind nun selbst gegen

Verantwortlicher Redakteur: Carl Reid in Berlin. — Druck und Verlag:

Wasser widerstandsfähig. Diese letztere Beobachtung ist erst in neuester Zeit durch Dr. Leutolt gemacht und ist von großer Bedeutung, da hierdurch die Anschauungen über die Verbreitungswege der Seuche eine wesentliche Umwälzung erfahren haben. Denn nun ist sicher, daß sich in dem vielfach zur Veriefelung der Gruben benutzten Sumpfwasser die Wurmlarven befinden können. Nicht die Eier, nicht die ausgewachsenen Würmer, sondern die eingetapfelten Larven sind die Seuchenverbreiter. Diese aber befinden sich im Grubenschlamm, im Veriefelungswasser, werden entweder durch die beschmutzten Hände dem Munde zugeführt oder direkt mit dem Veriefelungswasser verschluckt und können auch, was von bedeutungsvoller Wichtigkeit ist, in die Baschkau verschleppt werden. Zu bedenken ist, daß in einem Stotkeichen von etwa Stednabelkopfgroße mehr als 100 Eier gefunden sind, und aus jedem Ei kann sich unter den oben geschilderten günstigen Verhältnissen die gefährliche Larve entwickeln. Gelangt nun diese Larve in den menschlichen Darm, so entsteht der Wurm, der sich an der Darmwand festsetzt, den Befallenen blutarm macht und auch das Blut desselben vergiftet. Ein Wurmkranter kann 1000 und mehr Würmer beherbergen. Die Folgen des Beherbergens dieser Parasiten sind Blutarmut, Wasser sucht, Siechtum, Kräfteverfall, unter bestimmten Umständen Erblindung. Die Krankheit ist also als eine ernste, nicht selten tödlich verlaufende aufzufassen.

Humoristisches.

Niederboarisch!

Drent in Wirt sein Fatal
Is heunt Maschlara-Ball
Und da genga ma hi,
Mei Schagerl und i!

Und i tanz' mit mein Schagerl —
Du, dö hat D'r Pragerl!
Du, dö hat D'r Wadl! —
Du, dö is a Madl!

Und so freis' is's und g'sund,
Hat an Ierschrot'n Mund,
Umadum is's scho rund —
Und wiagt zwoahundert Pfund!

That's a dreihundert wiag'n —
Mir machat's Bergniag'n:
Ziag i dö umanand,
Hab' i was in da Hand!

Duliäh — Didelbum —
Und so roas'n ma rum
Wein Wirt, heunt auf d'Nacht,
Daß da Tanzbod'n kracht!

Didelbum — Duliäh —
Und dö's Under wiht's eh!
Wem's nöt g'fällt, der soll's sag'n —
Nacha werd a dachlag'n!

(Aus der Festschingsnummer der Münchener „Jugend“.)

Notizen.

— Von John Henry Madahs Anthologie „Freunde und Gefährten“, 1000 Meisterdichtungen auf einzelnen Blättern, giebt jetzt der Verlag Schuster u. Pöfster (Berlin) das einzelne Blatt für einen Pfennig ab.

— Im Theater des Westens geht am 4. März Robert Planquettes neue Operette „Die Sparmamsell“ in Scene.

— Für Klingers Beethoven ist, wie die „Kunsthalle“ schreibt, die Rauffsumme noch lange nicht gedeckt. Durch ein Eintrittsgeld von 3 M. hofft man die Summe allmählich aufzubringen.

— Nach neuen französischen Forschungen ist der Tschadsee ein Wasserbecken von 300 Kilometern Länge und 130 Kilometern Breite. Es neigt sich nach Westen, so daß es nach dieser Richtung an Tiefe zunimmt; während im Osten die Wasserfläche meistens nicht über 1,50 Meter tief ist, stößt man im Westen auf Stellen von 7 bis 8 Metern Tiefe. Auf dem Tschadsee liegen ungefähr 80 Inseln verstreut. Viele sind bewohnt. Im ganzen haufen auf ihnen 50 000 Eingeborene.

c. Alte Silberminen in Hinter-Indien. Wie aus Kalkutta berichtet wird, unterziehen Lord Herschell, Kincaid und Sterne die alten Silberminen in der Wildnis der Schan-Hochländer, 40 Meilen von Lashio entfernt, die früher von Chinesen bearbeitet wurden. Sie haben die Ueberreste von 4000 gemauerten Häusern und Defen gefunden, außerdem Steinbrüden und Schleusen, was auf eine große Industrie hindeutet, die zerstört wurde, als die Barbarei der Schans über diese Gegend kam. Der Bezirk enthält noch reichlich Silber-, Blei-, Zink- und Kupferlager. Die Schans oder Laos wohnen an den Grenzen Birmas und Siams.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 22. Februar.

Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW